



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rückblick auf die neueste Geschichte Venezuelas. 3. : Die Dynastie
Monagas.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

druck macht; aber was wir einem Aesthetiker nicht hingehen lassen können, ist die Begeisterung für die Sprache, in der die beiden Herrschaften miteinander verkehren. Wer in diesem hochtrabenden unnatürlichen Schwulst wahres und tiefes Gefühl sucht, der hat noch viel an sich selbst zu arbeiten, bevor er darauf rechnen kann, das schwere Amt eines Geschichtschreibers gewissenhaft auszuüben. Hätte der Verfasser die spätern Beziehungen der Fr. v. Kalb zu Jean Paul aufmerksam studirt, so würde sich seine Begeisterung einigermaßen abgefühlt haben.

Diese Einwendungen — und sie scheinen uns nicht unerheblich, mußten wir machen, um gerade bei einem Buch, dessen Popularität wir wünschen und voraussagen, einer schädlichen Einwirkung auf die öffentliche Meinung entgegen zuarbeiten. Die großen Vorzüge desselben werden dadurch nicht aufgehoben: eine glühende Begeisterung für den Mann, in dem Deutschland mit Recht eine seiner schönsten Erscheinungen ehrt; eine warme, belebte, geschickt gruppirte Darstellung, und eine freudige Zuversicht, in das Gedeihen unserer Poesie, die wir auch dann achten, wenn sie nicht ganz von Illusionen frei ist.

Mit großem Vergnügen haben wir die anmuthige Lebensbeschreibung des gemüthlichen Schwabendichters gelesen, der auf die Entwicklung der deutschen Lyrik einen zwar nicht glänzenden aber fast durchweg heilsamen Einfluß ausgeübt hat. Am meisten haben uns die Notizen aus seinem Jugendleben interessiert, namentlich seine Reise nach Norddeutschland, wo wir über die provinzielle Beziehungen der jüngern romantischen Literatur erwünschte Aufschlüsse erhalten.

Die englische Ausgabe des beliebten Buchs von Lewes wird auch denen interessant sein, die schon die Fresesche Uebersetzung kennen: gerade in seinem Stil hat der Freund und Schüler Cortylas manche Eigenthümlichkeiten, deren Anmuth sich doch im Deutschen verwischt.

Rückblick auf die neueste Geschichte Venezuelas.

3.

Die Dynastie Monagas.

Mitten in den Wechselfällen und Wirren der verschiedenen spanisch-amerikanischen Freistaaten will es manchmal scheinen, als könnte man sich nicht leicht zurecht finden. Das Schwanken der Verhältnisse ist so durchgehend,

daß in kurzen Perioden immer neue Parteistellungen auftauchen. Indessen sind es doch nur die Personen, die Stichwörter der Parteien, welche wechseln, welche so mannigfaltig sind. Im Grunde geht ein rother Faden durch alles hindurch. Schon der Schauplatz, der Boden, das Klima ist verwandt; nächst ihnen die Menschen mit ihren Traditionen, ihren Sitten, und die Racen in ihren Unterschieden wie Mischungen. Und auf Grund aller dieser Factoren sind es endlich die Interessen, welche von Mexico bis Chile, vom atlantischen bis zum stillen Ocean überall dieselben, das weite Festland des spanischen Amerika unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt stellen. Daher gruppiren sich auch, obwol mit verschiedenen Namen, die Parteien wesentlich auf gleiche Weise: einer conservativen Partei, die in den bestehenden Institutionen ihren eigenen Bestand sieht, arbeitet eine Umsturzpartei entgegen, welche hierbei nicht ihre Rechnung findet. Freilich nüancirt sich zumal die letztere hie und da verschieden: Gemäßigte und Ultras befehden sich wieder untereinander. Aber jene zwei Principien begegnen sich überall.

In Venezuela stellen sie sich mehr denn anderswo klar und nackt gegenüber: Oligarchen hatte man die conservative Partei benannt, die andern usurpirten den Titel der Liberalen. José Tadeo Monagas bewies mit seinem blutigen Attentat auf die Volksvertretung am 24. Jan. 1848, was dieser Liberalismus wirklich zu bedeuten habe. Es war eine Mischung von militärischer Autokratie und Herrschaft der Massen; es war schließlich das Regiment der Sonderinteressen einer nichtswürdigen Familie, verbrämt mit dem Mantel der Constitution. —

So geben denn die letzten zehn Jahre ein so trostloses Bild der Republik, daß es sich fast der Schilderung entzieht. Mit der Verbannung von Paez waren zunächst die Oligarchen völlig gesprengt. Mehre von ihnen traf ein gleiches Schicksal und verwaist blieben in Trauer die Familien zurück, theilweise der Unterstützung mitleidiger Verwandten Preis gegeben. Kleinmuth und Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der wenigen Patrioten, die ihrer Bildung und ihren Grundsätzen treu von vornherein, selbst um den Preis ihres Amtes, Front machten gegen die mit Gewalt einreisende Corruption und ihre Hände von jeder Berührung mit dem Schmutze und der Unsauberkeit, welche von oben herab die ganze Gesellschaft zu überziehen begann, rein erhielten. Nur in den Köpfen einiger heißblütiger Jünglinge wälzte sich das unsinnige Project einer Verschwörung gegen das Leben des Präsidenten, die bei Zeiten vereitelt wurde. Hatte es von jeher an rechtem Gemeinssinn, der sich über die bloße Phrase erhob, gefehlt: jetzt gab es gar kein öffentliches Interesse mehr. Theilnahmlos an der Gegenwart, ohne Glauben an die Zukunft lebten auch die Besseren des Volks dahin, vom Forum wendete sich der Blick auf den engen kümmerlichen Kreis des

privaten Lebens, und der Rest idealer Kraft führte ein hinsiechendes Schattendasein.

Dieser ohnmächtigen Partei gegenüber hatte Monagas freies Spiel. Sein Regiment war ein Krieg gegen das Gemeinwesen, gegen die Gesellschaft zu seinem und seiner Creaturen Besten. Die wenigen öffentlichen Arbeiten, wie Bauten, Anlegungen von Communicationswegen, Errichtung von Leuchthürmen zc. blieben liegen; die Straßen der Hauptstadt begannen zu verwildern, nichts geschah zur Hebung des Ackerbaus. Gleichwol wurde der Eingangszoll stufenweise erhöht und die Einnahmen des Staates mußten ansehnlich zunehmen. Aber das Geld verschwand auf nur zu begreifliche Weise. Die so wichtigen Gouverneursstellen in den Provinzen wurden mehr und mehr allen irgend welcher oligarchischen Sympathien verdächtigen Persönlichkeiten entzogen und verfielen obscuren Subjecten, welche die öffentliche Meinung, so weit sie sich bei der verstummten Presse hervorzuhagen durfte, als sehr zweideutig, ja als Erzgagner brandmarkte. Neben den üblichen, unter jedem Vorwande beschönigten Gelderpressungen der Besitzenden aber, neben der üblichen Verhöhnung aller Intelligenz und Bildung kennzeichnet die Dynastie Monagas ein ganz bornirter Fremdenhaß, der sich vornehmlich in der brutalen Verachtung alles internationalen Rechts kundgab. So erließ José Ladeo im Jahr 1849 auf einmal das berühmte Gesetz *espera* (Aufschub), wornach mit rückwirkender Kraft alle Gläubiger gehalten sein sollten, ihren Schuldnern, ohne irgend welche Zinsen zu fordern, auf drei, sechs, selbst neun Jahre Frist zu lassen, so es diese auf dem Rechtswege beantragten. Willkürlich wurde hiermit jeder Privatcontract aufgehoben und aller Credit in Handel und Wandel erstickt. Diese Gewaltthat gegen die vielen fremden Handlungshäuser, welche fast allein den Handel in Händen haben, rief sofortigen Protest der betreffenden Gesandten und Consuln hervor; und nach langen Verhandlungen, Drohungen, Blockade sah sich das Gouvernement genöthigt, gegenüber den fremden Gläubigern das Gesetz so ziemlich ganz zurückzuziehen. Hiermit begannen die mannigfachen Verwicklungen besonders mit England, Frankreich und Holland, welche auf Grund eben jenes Gesetzes und dafür substituirt und nicht gehaltener Verträge die letzten zehn Jahre durchziehen, und, so tragisch sie sich öfters zu gestalten schienen, doch immer mit derselben Komik endigten, daß — freilich zum steigenden Ruin des Staates in moralischer wie finanzieller Hinsicht — die großsprechenden Monagas klein zugeben mußten.

Im Januar 1851 wählte der Congreß unter dem Terrorismus der Waffen den General José Gregorio Monagas zum Präsidenten. Hatte der Bruder in seiner Administration immer noch ein gewisses Decorum zur Schau getragen, so fiel unter des letztern Regierung auch dieser Rest von Form: das

Verbrechen trat nackt und schamlos auf. José Gregorio nämlich, sei es von Geburt, sei es vom Handwerk, erinnerte in seiner ganzen Erscheinung an die Ochsen, mit denen er als Herdenbesitzer vertraulich gelebt hatte. Beschränkten Geistes, ohne jede Bildung und gesellschaftliche Form, so daß er in einigermaßen anständigen Familien gar nicht zugelassen wurde, vergrub er sich ganz in seine Wohnung, gab in Unterhosen Audienzen und überließ, selbst des Schreibens nicht recht kundig, die Regierung der soi-disant Camarilla, welche, aus Menschen aller Art zusammengesetzt, er theilweise schon in Barcelona als Militärcommandant um sich geschart hatte. Den unbeschränktesten Einfluß hatte ein früherer Plantagenverwalter, Obregon, der anfänglich so arm, daß er um einer Summe von 800 Thlr. willen das allen Gaupern wohlthätige Esperagesetz in Anspruch nahm, plötzlich ein reicher Grundeigentümer wurde; nächst ihm der Minister Planas, ein Bankerotteur, und der Gouverneur von Caracas, ein durch Erbschleicherei berühmter Advocat, beides Männer von Schliff und Glätte, und von jener Geriebenheit und Geschmeidigkeit südlichen Temperaments, die schreckhaft gefährlich wird, wo sie sich mit Gemeinheit und Verworfenheit paart. Die rechte Hand von José Gregorio, Chef seiner farbigen Leibgarde in grauer Leinwand und bloßen Füßen, war der rohe Reiter Pineda, unterstützt von des ersteren vier rucklosen Söhnen, deren Frechheit und Gewalt selbst Töchtern gebildeter Familien gefährlich, deren übrige Mord- und Schandthaten grausenerregend wurden.

Diese Rotte begann einen Vernichtungskrieg gegen den Staat und die Gesellschaft. Die reichen Einkünfte der Zollämter fanden jeden andern Weg, nur nicht den in den Staatsschatz. Im J. 51 wurde durch den noch nicht ganz unterwürfigen Congreß zuerst an die Oeffentlichkeit gezogen, was schon unter José Tadeo aus den Einnahmen der Douanen von La Guaira, die — beiläufig gesagt — monatlich fast 300,000 Pesos (zu 4 Franken) betrogen, geworden war. Einfache Befehle des Präsidenten hatten genügt, bedeutende Summen fremden Speculanten, welche mit enormen Interessen ihre Gelder vorgestreckt, oder Günstlingen zuzuweisen, oder für ganz ungesegliche Bestimmung zu verwenden: der größte Theil war verschwunden, und doch harreten viele Beamte umsonst ihres Soldes. Zwar wurden der Douanenverwalter und der Finanzminister in Anklagestand versetzt, aber der gehorsame Gerichtshof sprach sie frei. Diese Unterschlagungen wurden von nun an förmlich autorisirt: das Verbrechen erhielt einen Freibrief. So erhielt ein Creole, aus Rücksicht auf die Verdienste seines deutschen Vaters im Befreiungskriege, auf wiederholtes Gesuch den Douaneposten von Maracaibo auf sechs Monate. Nachdem der glatte, durchtriebene Mann dem Präsidenten verbindlich die Hand gedrückt, rief dieser beim Hinausgehn des Günstlings lachend aus: „Ei was der Blondkopf für ein Hauptspigbube sein muß.“ Nach Ablauf der Frist wendete sich

jener mit erbeuteten 60,000 Thlr. nach Caracas und spielte eine Zeit lang den großen Herrn. Dagegen wurde ein anderer wohlgelittener Beamter, den man an die Douane von La Guaira befördern wollte, der aber zu gewissenhaft für eine Stellung war, an welcher der untrennbare Fluch der Untreue haftete, im Ministerrathe ein Dummkopf gescholten, weil er dieselbe ausgeschlagen. — Bei dieser vielköpfigen Hydra mußte es begreiflich auch zu kleinen Collisionen der Interessen kommen. So wendete sich eine arme Mulattin an den Kriegsminister, flehentlich um Freilassung ihres einzigen Sohnes bittend, den man zum Militär weggeholt hatte. Unglücklicherweise war der Sohn in der Compagnie des Obersten Monagas junior Pfeifer, also neben dem Trommler die integrirende Hälfte des vierbeinigen Musikcorps. Der schlaue Minister weist die Frau an den unkundigen Präsidenten, der schließlich willfährig ihr ein Handbillet zur Freilassung übergibt. Kaum gelangt dieses in die Hände des jungen Obersten, so stürzt er aufgebracht mitten in den Ministerrath. „Aber Papa, ruft er aus, was soll das heißen? Das ist doch mein Pfeifer, den kann ich nicht missen,“ und zerreißt das Billet. Die Frau blieb ohne ihren Sohn. — In jener Zeit war es nicht rathsam, Abends durch die abgelegenern Straßen von Caracas unbewaffnet zu gehen. Monatelang zogen Diebesbanden umher, zum Entsetzen der besitzenden Familien, deren keine sich sorglos der Nachtruhe hingeben konnte, erbrachen jedes Schloß, tranken im Beisein der geknebelten Opfer auf das Wohl ihres Protectors Monagas und plünderten Hab und Gut. Als endlich eines Morgens die Anführer auf frischer That ertappt und sofort niedergestreckt waren, trat auf Zeit wieder Ruhe ein.

Trotz dieser Wirthschaft verhielt sich anfangs das Land ruhig, ohne daß man von militärischem Terrorismus in jener Zeit reden könnte, denn die Zahl der stehenden Truppen war gar nicht bedeutend. Es hatte vielmehr allen Anschein, als ob das Volk zufrieden wäre. Der Handel ging seinen gewohnten Gang, eher zunehmend als sinkend; die socialen Freuden gaben Ersatz für die politische Misère und die allgemeine Indolenz, die grauenhafte Apathie, welche sich über die Gesellschaft lagerte, ließ den schleichenden Gang der Tage, die Versumpfung alles öffentlichen Lebens kaum empfinden. Die Monotonie des ewigen Frühlings, das tiefe Schweigen der tropischen Natur und der mächtigen Berge, welche die Hauptstadt umschließen, ging Hand in Hand mit dem Schlummer alles geistigen Lebens, mit dem dumpfen Brüten des Menschengesistes, der nur zum Vegetiren, der Pflanze gleich, verurtheilt schien. Eine neue Geißel, das gelbe Fieber, mußte erst hinzukommen, um in die erschlafften Gemüther einen Stachel einzusetzen, der sich — wenn auch fruchtlos — gegen die zur Ordnung verkehrte Unordnung der Politik zu wenden suchte. Ein bedeutender Arzt und durch seine Bildung wie Energie hervorragender Mann, der aber trotz geistiger Ueberlegenheit und edler Motive

in seiner verzehrenden Leidenschaftsgluth nur zu sehr dem südlichen Naturell Rechnung trug — Acosta nahm es auf sich, eine Revolution einzufäden, indem er mehre Militärchefs im Innern gewann und die nöthigen Gelder von den namhaftesten Oligarchen erhielt. Es fehlte ihr nicht an Sympathien im Volke, schon waren viele Liberale, eines Besseren belehrt, der Regierung feindlich geworden. Gleichwol scheiterte die Bewegung, weil ihr vor allem Einheit und Zusammenhang und ein militärisches Haupt fehlte. Nachdem sie sich mehr denn 6 Wochen in Schwanken hingezogen, griff eine höhere Gewalt ein, um sie zu ersticken. Es war am 15. Juli 53, als man Nachmittags 2 Uhr eine heftige Erderschütterung in Caracas spürte. Nach acht Tagen traf die Schreckensnachricht ein, daß dieselbe das östliche Cumana, die Hauptstadt der am meisten widerständigen Provinz, zu Trümmerhaufen verwandelt hatte. Monagas triumphirte, Acosta floh nach Newyork, entschlossen, nie in sein Vaterland zurückzukehren; „denn“ — so sagte er uns ein Jahr später — „die Zukunft Venezuelas ist nur noch Frage der Naturgeschichte.“

Wie gedrückt auch die Stimmung in Folge dessen war, so ermannten sich doch die Oligarchen gemischt mit vielen Liberalen noch einmal, um als eine Art nationale Opposition das Land von der Usurpation einer Familie zu befreien. Man begann zu Anfang 54 umfassendere Vorbereitungen als vorher zu treffen; man war bereit, die äußersten Geldopfer zu bringen; man trat mit dem General Paez in Unterhandlung, und legte den Plan so an, daß, während im fernen Westen der Republik mehre Guerillaführer den Ruf der Revolution erhoben, Paez von Newyork mit zwei Kriegsschiffen in La Guairalanden und Caracas entsetzen sollte. Aber in jenen Ländern ist eine heranahende Revolution immer ein offenes Geheimniß, — so erfuhr auch die Regierung sehr bald selbst die Einzelheiten des Plans, und säumte nicht Gegenanstalten zu treffen. Am 7. Febr. trat der Congreß zusammen — nunmehr das willenlose Werkzeug der Dynastie. Da José Gregorio seiner eignen Partei nicht mehr sicher war, so sorgte er, sich in der schwarzen Bevölkerung eine neue Stütze zu schaffen und griff zu dem unfehlbaren Mittel, den Rest der Sklaven, etwa 10,000, plötzlich zu emancipiren. Es galt ihm natürlich nichts, daß dadurch der Ackerbau für den Augenblick ernstlich gefährdet, die Arbeit ihrer Stütze beraubt, das Band zwischen häuslichen Diensthoten und Familien plötzlich gelöst, und in das Privateigenthum der Plantagenbesitzer, deren viele mehr als 100 Sklaven besaßen, gewaltsam eingegriffen wurde. Am 24. März feierten die Regier mit Vivats und Raketen harmlos ihren Befreiungstag. Die Furcht vor Gewaltscenen, vor Mißhandlung, ja gar Ermordung der Weißen war ganz unbegründet; der Regier hat sich unter spanischen Gesezen und Herrn nie sehr gedrückt befunden und ist auf tropischem Boden gleich der weißen Race verweicht. Nur einige Reibungen verriethen

die Spannung und Gereiztheit, welche von jeher zwischen Weißen und Farbigen geherrscht hatte.

Wie gehässig die Regierung dem gebildeten Theile der Gesellschaft gesinnt war, zeigt ein anderes durch den Congreß sanctionirtes Gesetz: das über die Militärpflichtigkeit. Bis her war die weiße Classe mehr oder weniger frei vom Militärdienste gewesen. Farbige zumeist setzten das stehende Heer zusammen, es gab auch schwarze Generale. Nach dem neuen Gesetz sollte jeder Venezolaner zwischen 18 und 45 Jahren Soldat sein, und der Sohn guter Familie unter dem Befehle roher Farbigen dienen, an der Seite von Leuten, die kurz vorher seine Sklaven gewesen waren. Das griff ins Herz und Leben der Familie ein. Die Väter verheimlichten den Aufenthaltsort ihrer Söhne, andre gingen auf Reisen, aber es geschah auch in den Tagen der Aufregung, daß gebildete junge Leute auf der Straße gegriffen, fortgeschleppt und zum Dienst gezwungen wurden. Man denke sich die Zerrüttung in den Familien. Die Diensthoten, welche Sklaven gewesen, liefen meist fort, theils freiwillig, theils verführt durch Versprechungen höheren Lohnes; die Söhne verfolgt oder nur durch bedeutende Geldopfer vor Aushebung sicher, und dazu die Substanzmittel täglich mehr in Frage gestellt: der Terrorismus konnte nicht ärger sein.

Dazu kamen noch andere dem Gemeinwohl gefährliche Congreßbeschlüsse, vor allem die außerordentliche Vollmacht, mit welcher der Präsident auf unbestimmte Zeit ausgerüstet wurde. Zugleich ließ sich dieser ermächtigen, 7 neue Divisions-, 9 neue Brigadegenerale und 29 Obersten zu creiren — ganz im Mißverhältnisse zum Bestand des Heeres, und unter diesen Offizieren zählte man allein 5 oder 6 Monagas. Obendrein ließ Gregorio sich und seinen Bruder Tadeo zu Obergeneralen auf Lebenszeit ernennen, womit sich entsprechender Gehalt verband. Es war nichts als die abgefeymteste Blutsaugerei, gehässigste Verfolgung und gewaltfamste Brandschazung der Gesellschaft, und der Congreß das gehorsame Organ.

Man rechne dazu die kleineren, aber oft tiefer empörenden Verationen im täglichen Leben von Seiten theils der Regierung, theils der übermüthigen, höhnißchen Zambo's und Neger, und man wird sagen: dieser Zustand war zum Verzweifeln. Aber der Venezolaner verzweifelt nicht so leicht. Nicht etwa aus sittlicher Kraft: wol aber aus Apathie, aus schlaffer, thatenloser Hingabe an die Gewalt, aus sanguinischer Hoffnung einer plötzlichen Hilfe von irgend woher, wo nur seine stetige, ausdauernde, straffe Mitthätigkeit nicht in Anspruch genommen wird. Indes fanden sich noch mehre kampfeslustige Jünglinge, deren Patriotismus über die Phrase hinausging. Entschlossen, unter der Fahne der Freiheit zu dienen und sonder Bedenken ihr Leben einzusetzen, reisten sie heimlich nach den Westprovinzen ab. —

So umfassende Vorsichtsmaßregeln die Regierung getroffen hatte, so fühlte sie sich doch keineswegs sicher. Das Gespenst der Revolution nahte heran, und sie fürchtete sich gar sehr vor diesem Gespenst. Zeugniß gaben donnernde Proclamationen, welche dem Volke Schrecken vor dem nahenden Tyrannen Paez, der die Sklaverei wiederherstellen wollte, einflößen sollten. Die freihheitsmörderischen Oligarchen mußten als Popanz dienen, um zum Kampf für die heiligsten Rechte, zur Warnung vor der Gefahr aufzurufen. „Nieder mit Paez! Nieder mit den Oligarchen! Tod den Verräthern!“ etc. las man nicht bloß in den Blättern, nein, mit ellenhohen Buchstaben stand es eines Morgens die ganze Fronte lang an die Wände und Häuser aller Mißliebigen gemalt, nachdem Regierungsbanden die Nacht vorher die Straßen heimlich durchzogen hatten. Alles verkündete in der Hauptstadt einen Krieg auf Leben und Tod. Die Drohungen auf der einen, die Ungewißheit der Lage auf der andern Seite steigerte die fieberhafte Aufregung der Parteien. Paez mußte jeden Augenblick landen; ein Blutbad inmitten der Hauptstadt schien unabwendbar.

Da auf einmal kam aus dem Westen der Republik die erste Nachricht der ausgebrochenen Insurrection. Das war denn für die Regierung Handhabe genug, um die strengsten und willkürlichsten Schritte zu thun. Schleunige Anwerbungen waren das Erste; unmittelbar folgte eine Zwangsanleihe — die zweite seit einem Jahre und gleich dieser auf die für dortige Verhältnisse enorme Summe von 500,000 Pesos sich belaufend. Darauf ging es an die Verhaftungen. Auch hier entschied der leiseste Verdacht. Da indeß wenige sich für sicher hielten, so hatten sie sich alle bei Zeiten versteckt, und nur 10 — 12 notable Männer gelang es zu überrumpeln und in Haft zu bringen. Unter andern lockte man einen bekannten Arzt früh 6 Uhr aus dem Bette unter dem Vorgeben, daß ihn ein Kranker nöthig habe, in die Schlinge. Denn List mußte man anwenden, weil Neger wie Farbige im Durchschnitt ein feiges Volk sind und persönlicher Muth eines einzigen Weißen eine ganze Rote in die Flucht schlägt. So hatte sich das Jahr vorher Acosta, in Folge geheimer Warnung, eben bevor man ihn früh 5 Uhr verhaften wollte, zu dem spanischen Consul geflüchtet, der in der öffentlichen Posada wohnte und einen Salon nebst Cabinet inne hatte. Kaum hatte die Regierung dies erspäht, so sandte sie 20 Mann bewaffnet hin, um Acosta herauszufordern. Sie drangen ungehindert bis vor die Thür des Consuls. Da erschien dieser mit der spanischen Flagge, breitete sie auf den Fußboden und erklärte, zwei Pistolen in der Hand, fest und männlich: wer den ersten Schritt auf die Flagge thut, den schieße ich nieder. Niemand wagte es auf solche Drohung hin, und obgleich die Schergen die ganze Nacht hindurch sich im Hause lagerten; Acosta blieb unangefochten noch acht Tage in seinem Asyl. Nicht als ob die Regierung die spanische Flagge

respectirt hätte — Völkerrechte kennen solche Barbaren gar nicht: nein, weil ein entschlossener Mann der Nothe entgegentrat.

Kein Wunder, daß die Regierung für ihr Bestehn ernstlich fürchtete. Der Terrorismus trat ungestüm, polternd, geräuschvoll auf, eben um die Furcht zu verhüllen. Die Straßen der Stadt waren öde. Außer den Fremden sah man selten einen Weißen und selbst an erstere wurde Hand angelegt, wenn sie verdächtig waren, etwa eine Waffe verkauft zu haben. Kaum daß man die Drohungen des englischen Gesandten respectirte, unter dessen Schutz die Deutschen sich begaben. Die gewaltsamen Werbungen brachten viel Landvolk nach der Stadt unter die Waffen. Auch auf dem Lande versteckten sich die Leute vor den Häschern, so gut sie konnten. Viele aber wurden von ihrer Arbeit weggeschleppt, so daß die Felder und Plantagen ohne Arbeiter waren und die beste Aussicht auf Ruin der Ernte sich aufthat. Wie sehr die Feuerwaffen im Volke gefürchtet sind, zeigten auch diese Werbungen. 4—5 bewaffnete Soldaten genügten, um ganze Trupps von Landleuten vor sich herzutreiben. Einmal gefangen ließen sie sich wie Lämmer führen, ohne irgend welchen Widerstand zu leisten. Welcher Art sich nun die Truppen zusammensetzten, läßt sich ermessen. In Unterhosen, darüber das Hemd, theils barfuß, theils mit Sandalen, erhielten sie einen Schießprügel oder irgend welche Waffe, die sie nicht zu regieren verstanden, und wurden nach den insurgirten Provinzen beordert. In der Stadt blieb ein Theil der eingeübteren Truppen zurück. Nach 8 Uhr Abends auf der Straße zu gehen, war nicht rathsam. An jeder Ecke standen Posten. Wer da? rafaunte es fortwährend in die Ohren. Erfolgte nicht sofort die Parole, so hatten die Söldner Befugniß zu schießen. Charakteristisch aber für die natürliche Gutmüthigkeit des Volks war es, daß die Soldaten ohne Noth keine Gewalt gegen den untheiligten Bürger oder Fremden in dieser ganzen Zeit ausübten. Sie leisteten der bestehenden Gewalt blinden Gehorsam und führten ihre Befehle ruhig aus, ohne die Massen zu verizen. — Unterdeß trugen die sich widersprechenden Gerüchte aus den fernen Provinzen des Innern, aus denen die Berichte meist mehre Tage bis Caracas brauchten, hinreichend bei, das Peinliche der Situation zu erhöhen. Die Parteien schwebten zwischen Hoffnung und Furcht nahe an 14 Tage. Endlich, eines Sonntag Abends, verkündete der Trommelschlag zum Schrecken aller, die einen Wechsel der Regierung herbeisehnten, die Niederlage der Insurgenten in Coro. Am 13. und 17. Juli waren der Oberst Garces und die kleine Schar heroischer Jünglinge, Löwen gleich sich vertheidigend, der Freiheit zum Opfer gefallen. Das wirkte schon entscheidend auf die Stimmung. Welcher Jammer, welche Trostlosigkeit bemächtigte sich der Familien! — Aber noch war die Provinz Barquisimeto in Aufstand. Noch konnte Paez jeden Augenblick kommen. So setzte denn Planas eifrig seinen Terrorismus fort. Haus-

suchungen, Verhaftungen, Expressungen nahmen kein Ende, und um an den 12 Gefangenen seine persönliche Rache zu fühlen, ließ er sie, und zwar bei nächtlicher Weile — die Furcht erlaubte es nicht anders — nach La Guaira in die Casematten führen, und auf welche barbarische Weise! gebildete Männer, die nur gewohnt waren zu reiten, sollten von Negern begleitet in jenem Klima einen Weg von 8 Stunden zu Fuß zurücklegen. Hätte ihnen nicht aus Mitleid der Wirth der Posada die nöthigen Maulthiere nachgeschendet: sicher, daß einige halbtodt die Schwelle des unterirdischen Kerkers betreten hätten. Ueberdem trafen bald Siegesnachrichten aus Barquisimeto an die Regierung ein. Höhnischer Triumph auf der einen; Jammer, Zerschlagenheit, Erbitterung auf der andern Seite: das war das Bild von Caracas.

Da entschloß sich endlich der würdige Erzbischof, seinen Einfluß ins Mittel zu legen. In eigener Person schickt er sich an, den Präsidenten aufzusuchen. Bekümmerten Sinnes tritt er aus seinem Palast, die Straßen geben ihm ein lebendiges Bild der Aufregung. Da eben wird noch ein junger Mann zum Zwangsdienste geschleppt, er ist Zeuge davon. Unter Thränen tritt er vor José Gregorio, klärt ihn über die Lage der Hauptstadt, über die Willkür seiner Minister und Schergen auf, beschwört ihn, Einhalt zu thun — da kommen endlich Gegenbefehle. Die Gefangenen werden befreit, die Nachstellungen hören auf, einer nach dem andern von den Verfolgten kommt aus seinem Versteck hervor, erst vorsichtig sondirend, bald offner und zuversichtlicher; und der Verkehr des Alltagslebens kehrt wieder in seine gewöhnliche Ordnung zurück. War auch die Revolution gänzlich verloren und die Dynastie stärker als je: so konnten doch die durch den greifbaren Terrorismus doppelt gepreßten Gemüther wenigstens zu der Ruhe gelangen, die Trostlosigkeit ihrer Lage nach Umfang und Höhe zu erwägen. Die Regierung begnügte sich vorläufig, die rückständigen Zwangsgelder einzutreiben und stellte nur noch ihre Wachposten aus, bis die ungefährliche Expedition — und zwar ohne Paez — verspätigt eintraf. Der umsichtige General, welcher aus der Ferne die Stimmung seines Landes richtiger schaute, als seine Anhänger in der Nähe, hatte gar nicht sein Wort gegeben.

Unter diesen Umständen konnte keinem Zweifel unterliegen, daß als neuer Präsident José Tadeo wieder aus der Wahlurne hervorgehen würde. Eine heitere Zukunft eröffnete sich mit dieser Aussicht. In den einen Abgrund war das Land gesunken, nur um in einen tiefern hineinzublicken. Gleichwol war die gegenwärtige Administration so mild gesinnt, diesen Abgrund mit Blumen zu füllen, um ihm ein freundliches Antlitz zu geben. Denn noch einmal wollte sie Schrecken über die Hauptstadt breiten, um selbst die Rückkehr José Tadeos als Wohlthat erscheinen zu lassen. Die Satelliten von José Gregorio näm-

lich hatten gar keine Lust, sich ihrer lucrativen Aemter zu begeben und waren José Tadeo durchaus nicht günstig gestimmt, da er zuweilen eine feindliche Stellung einzunehmen schien. Wenn sie seine Wahl unterstützt hatten, so war es, weil es keinen andern Ausweg gab. Ueberdem fürchteten die Regier seine kräftige Hand, wohlwissend, daß er ihnen nicht den bisherigen Einfluß gestatten würde. Man dachte daher vor Ablauf der Amtsfrist auf eine Dictatur von José Gregorio. Je näher die Zeit rückte, desto mehr verbreitete sich die Aufregung durch die Stadt, und am 11. Jan. 1855 fürchtete man allgemein einen Versuch jener Parteigänger, dessen Dictatur zu proclamiren. Es hätte sich darum gehandelt, die Constitution auch principiell, nicht mehr bloß factisch aufzuheben. So viel vermag der Schein einer Rechtsform, daß man nach derlei Erfahrungen auch ihn festzuhalten sich ängstigte. Indes man fürchtete umsonst. Am 20. Jan. übergab der Präsident sein Amt dem Vicepräsidenten, zugleich traten die Kammern zusammen, die Urne wurde eröffnet, und José Tadeo, einstimmig erwählt, wurde als Präsident ausgerufen. Aber noch war die Gefahr nicht vorüber. Tadeo war abwesend; er hatte noch nicht seine Besitzung in Barcelona verlassen, und 14 Tage konnten bis zu seiner Ankunft vergehen. In dieser Art von Interregnum machten der Exminister Planas und seine Satelliten einen letzten Versuch, durch Bearbeitung des Congresses, den sie aus ihren Creaturen zusammengesetzt hatten, sich vor dem definitiven Antritt Tadeos ihre Stellung zu sichern und sich zu Staatsrathen erwählen zu lassen. Der lebhafteste Widerspruch aber, den sie fanden — ihre Macht hatte ja der Congress nicht mehr zu fürchten — die heftigen Reden und Gegenreden während voller 8 Tage, die Aufregung der Stadt und die Leidenschaft des Volks, die sich daran entzündete, brachte von neuem Caracas in eine sehr kritische Lage — als plötzlich am 29. Jan., und ohne angekündigt zu sein, der General José Tadeo Monagas eintraf, den Eid leistete und von der höchsten Gewalt Besitz nahm.

Bei dieser Sachlage wurde dieser vielen verhaßte Mann allgemein als Bürge des Friedens und der Ruhe begrüßt. Ja die veränderte Stimmung unterließ nicht, die besten Hoffnungen auf seine Verwaltung zu gründen. Man war auf einmal über die Vorzüge einig, die er vor seinem Bruder habe. Er war ja etwas civilisierter, einsichtiger, kräftiger und damit unabhängiger von seiner Umgebung, überdem durchaus nicht Freund der Regier. So fand er plötzlich Freunde in Männern, die er als Widersacher kannte, und die nächsten Tage verliefen so festlich, so reich an servilen Ovationen, an Demonstrationen der Ergebenheit und Freude, daß für den Unkundigen eine neue Aera anzubrechen schien.

Indes der Hintergrund, der diesen Schlaglichtern als Folie diente, war

düster genug. Der achtzigjährige Bischof von Tricala faßte bei der officiellen Begrüßung die Lage des Landes in folgende Worte zusammen: „Es scheint, alle physischen, moralischen und politischen Plagen haben sich vereinigt, um diese unglückliche Republik zu unterdrücken. Theuerung der Lebensmittel, beklagenswerthes Stocken des Ackerbaus aus Gründen, die Sie kennen, Ungemach der Familien, drohende Reclamation einiger fremden Mächte, Krankheiten und Erdbeben, eisiges Stillschweigen der Presse, dieser gesetzlichen Sprache der Völker, um ihrem Kummer Worte zu geben, ein erschöpfter Staatsschatz, der für die einfachsten Forderungen des öffentlichen Dienstes nicht hinreicht, eine unermeßliche Schuld, die auf 10 Generationen lasten wird, die Agiotage getrieben bis zum Scandal, die Gerechtigkeit mit Füßen getreten, Drohungen von Mord ausgestoßen gegen gewisse Classen der Gesellschaft, Raub und Todschlag begangen durch unbekannte Hände, Bürger und Militärs im Exil, unverföhnliche Parteien, Bürgerkrieg allenthalben: das, General, ist eine flüchtige Skizze der Plagen, denen abzuhelfen Sie berufen sind . . .“ — Der Präsident verhehlte weder sich noch andern gegenüber die Wahrheit dieser Thatsachen und hörte ruhig die Anklagen gegen die Verwaltung seines Bruders an. In seiner Botschaft an den Congreß am 14. Febr. erkannte er die allgemeine Anarchie an, verwarf factisch viele Acte seines Bruders so wie seine ultrademokratischen Tendenzen und Begünstigung der Reges, und ließ es an Versprechungen nicht fehlen. Vor allem that dem Lande Ruhe, Ruhe um jeden Preis noth, und offenbar betrachtete er sich als den Mann, sie zu erhalten. Minister und Staatsrath wurden gewechselt, Versöhnung alles Hasses verheißen.

So schön diese pomphaften Zusagen klangen, so verblich doch bald genug wieder das Grün der Hoffnung, als man sah, daß das nothwendigste Mittel der Versöhnung, eine Amnestie, aufs unbestimmte hinausgeschoben wurde. Es zeigte sich nur zu klar: die Sachen blieben im Wesen wie sie waren, und bald brach dazu die Cholera über Stadt und Land herein, um den Becher des Leidens bis auf den Grund erproben zu lassen. Aus Mangel an Arbeitskräften verdarb theilweise die Ernte; enorme Theuerung des Fleisches und Gemüses machte Aufhebung des Einfuhrzolles für gewisse Artikel nothwendig, Handel und Wandel stockte, und mitten im Reichthume einer tropischen Natur liefen die ärmern Classen Gefahr, Hunger zu leiden.

Monagas war so klug, möglichst den Schein zu wahren, um desto sichrer sein Ziel zu erreichen. Dieses war kein andres als unumschränkt zu regieren und seine Amtsfrist zu verlängern. Im Grunde schielte er stets nach der Dictatur, übte sie factisch aus, hatte aber nicht den Muth, die Verantwortlichkeit dafür mit sammt ihren Titeln und Vorrechten offen zu übernehmen. Daher

mußte alles auf scheinbar legalem Wege geschehen, und der Congreß war das gehorsame Organ dazu. Durch allerlei Kniffe erlangte er eine ihm günstige Reform der Constitution, die alle Macht in seiner Hand centralisirte und ihm vorläufig sein Amt auf 6 Jahr verlängerte. Dem dienstbaren Congreß brachte aus Dank der Finanzminister Gutierrez folgenden Toast, der höchst naiv die allgemeine Lage in Einem Punkte zusammenfassend spiegelt: „den gesetzgebenden Kammern, die nichts gethan zu haben scheinen, weil sie weder Gesetze über Finanzen, noch über Verwaltung, noch über Zollämter votirt, die aber in Wirklichkeit alles gethan, indem sie der Regierung die nöthigen Vollmachten ertheilt haben, um zc.: dem Congreß, der nichts thugend, alles gethan hat, ein Hoch!“ Neben einzelnen ganz äußerlichen Fortschritten, wie öffentlichen Bauten, Wegeverbesserung, elektrischen Telegraphen, Eisenbahn, wobei überdem die Fremden das meiste Verdienst haben, stehen Thatsachen wie folgende: Ein Mann aus Barquisimeto forderte 10,000 Thlr. Entschädigungsgelder für in der Revolution erlittene Schäden von der Regierung. Als wiederholte Reclamationen nichts fruchteten, wendet er sich persönlich an Gutierrez. „Sie müssen das geschweuter anfangen,“ entgegnet ihm dieser vertraulich. „Lassen Sie uns ein Geschäft machen. Fordern Sie 200,000 Thlr. davon bekommen Sie 30,000 Thlr. und der Rest gehört mir.“ Von den sehr beträchtlichen Einnahmen der Zollämter von Puerto-Cabello und La Guaira flossen notorisch 75 Proc. direct in den Beutel des Präsidenten, dessen Frau Donna Luisa und Schwiegerföhne. Der Rest war theils Beute der Beamten, theils verpfändet an mercantile Häuser. Die in den letzten 11 Jahren vergeudeten und entwendeten Summen schätzt man auf 26 Millionen Thaler. Dabei flehten Witwen und Invaliden um ihre Pension, Nachtwächter und Polizisten um ihren geringen Sold; die Straßen wurden unfahrbar, Sümpfe und Unrath behelligten den Fußgänger, eine Gesundheit bedrohende Atmosphäre lagerte über der Stadt. Die höhern Beamten erhielten als Bezahlung Anweisung auf die leeren Kassen. Gegen Verlust von 30—40 Proc. zahlten ihnen dann die Agenten des Vicepräsidenten und Ministers, beides Schwiegerföhne von Monagas, baares Geld aus, und der volle Betrag ging natürlich in die Tasche der letzteren. Die Posten der auswärtigen Schuld ließen sich seit Jahren gar nicht mehr ermitteln. Und zur Charakteristik der Gerechtigkeitspflege diene, daß in unmittelbarer Nachbarschaft der Stadt ungestraft Mordthaten verübt, die Wege unsicher wurden, daß nur die gemeinsten Subjecte sich zu Advocaten hergaben, um verlassenen Witwen ihr Eigenthum und Waisen ihr Erbtheil zu entreißen.

Diese Thatsachen reden von selbst. Noch einmal hat sich das Land aus der Tiefe seines Elends aufgerafft, diese Administration zu stürzen. Das Glück, seit lange abgewendet von den Schicksalen der Venezolaner, hat ihnen dieses

Mal gelächelt. Der Trauerflor ist gefallen. Wie eine Traumwelt gaukelte der plötzliche Umschwung vor den so leicht beweglichen Gemüthern. Möchten sie endlich das Eine, was ihnen Noth thut, erkennen und alle eiteln Präntionen abthun! Trüge das bisherige Unglück auch nur diese Frucht, daß die gebildeten Kreolen zu ernster männlicher Lebensführung sich entschlossen und praktische Ziele verfolgten, so würde es nicht schwer sein, dauernde Zustände zu begründen. Die Probleme sind dort sehr einfach, das Volk sehr lenksam, und die Hilfsquellen des Landes unermeslich. Aber nach unsern Erfahrungen bedauern wir, auch jetzt für die Zukunft desselben fürchten zu müssen. —

Aus Konstantinopel. 9. Juni. — Einen interessanten Anblick bieten die eben jetzt ihrem Schluß entgegengehenden Vermählungsfestlichkeiten dar, wie sehr auch im Uebrigen der Einwand gerechtfertigt erscheint, daß dieselben in Hinsicht auf Pracht und Glanz außer Verhältniß zu dem stehen, was sie kosten. Diese letztere Summe wird auf 60 Millionen Piaſter angegeben, und nach den Erfahrungen, welche das vorjährige Beschneidungsfest geboten, dürfte sie noch überschritten werden. In einem Staate wie der türkische ist, dessen Finanzen nicht prosperiren, ist das eine sehr bedeutende Ausgabe, und es wäre beklagenswerth, wenn sie in der späteren Zeit sich öfters wiederholen sollte. Indes hat das Fest, abgesehen von der erschreckenden Höhe der Kosten, auch seine anziehenden Seiten. Es ist eine Volksfeier im wahren und gemüthlichsten Sinne des Wortes, eine Gelegenheit der Verbrüderung zwischen hoch und niedrig, und wobei Speise und Trank in ungeheuern Massen an die hier oft darbende, und namentlich im letzten harten Winter vielfachen Entbehrungen unterworfen gewesene ärmere Bevölkerung ausgetheilt wird — allerdings auf Staatskosten, aber doch in einer Weise der Gleichheit und nicht spärlich abwägenden, aber parteilosen Gerechtigkeit, der man Anerkennung nicht versagen kann. Das Fest begann am letztvergangenen Donnerstag vor acht Tagen, und wurde durch Kanonensalven von den verschiedenen Hasenbatterien und den Kriegsschiffen begrüßt, die sich seitdem täglich dreimal wiederholten. Der Sultan kam am ersten Tage erst Abends nach seinem Zelte. Früher trafen seine Söhne und die zu vermählenden Töchter nebst den ersten Kadinen (Gemahlinnen des Radischah) ein. Diese Aufzüge waren sehr glänzend, und besonders zeichneten sich die Wagen durch eine außergewöhnliche Pracht aus, von der alles, was das vorjährige Beschneidungsfest in dieser Hinsicht vorgeführt hatte, überboten wurde. Denken Sie sich Carossen, die, im recht eigentlichen Sinne des Wortes, mit Gold und Silber überdeckt sind. Auf einem dieser Prachtwagen, der von fünf mit brocatenen Stoffen überdeckten Pferden ge-